Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz

Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz

Band: 90 (1981)

Heft: 8

Artikel: Bis an die Schwelle : Sterbebegleitung als Möglichkeit eines Dienstes am Nächsten

Autor: E.T.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-975590

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sich selber werden. Darum ist er so schwierig. Er ist so schwierig, weil ich nicht begreife, weil ich selber schwierig bin.
Ist Nachdenken eine Herausforderung, auch für mich? Es gilt, jede Angst und jede Aggression ernst zu nehmen. Wo Angst schon herrscht, darf nicht weitere Angst verursacht werden; denn Angst wird nicht durch Angst überwunden. Die Angstbewältigung, das Sichwiederfinden ist oft ein langer und mühsamer Weg und fordert viel, viel Geduld und Ausdauer sowohl vom Kranken als auch von der begleitenden Person. Lang-Zeit-Patient!

Nachdenken – eine Bereicherung?
Warum denn all die Mühsal auf sich nehmen, die das Nachdenken bringt? Warum denn nicht den Weg des geringsten Widerstandes gehen?
Man sagt, ohne Kampf und Schmerz gebe es kein Wachsen und Reifen, keine Menschwerdung. Wer immer auch Menschen begegnet, die durch Dunkel und Nacht, durch tiefes Leid, durch letzte Einsamkeit gegangen sind, die Schmerz und Verzweiflung wirklich durchgestanden haben, der spürt die ungeheure Kraft, die von ihnen ausgeht. Solche Menschen stehen ganz anders im Leben: genügsam, verstehend und verzeihend. Sie strahlen Gelassenheit und Ruhe aus, Zufriedenheit trotz ihrer vielleicht lebenslangen Behinderung. Sie bejahen ihr Leiden. Sie benötigen keine Symptombehandlung, es besteht keine Gefahr von psychischem Hospitalismus. Im Kämpfen und Loslassen haben sie auch das Sterben geübt, dem Tod den Stachel genommen. Sie denken an ihn und sehen ihm ins Auge, so wie sie das Leiden, die Angst gesehen und besiegt haben. Sie sind nicht alltäglich, diese Begegnungen, aber sie sind wohltuend und unsagbar bereichernd.

Erkenne und ergreife ich gar die Gelegenheit, einem Menschen auf diesem Weg durch die Krise etwas behilflich zu sein, ist das ein Erlebnis und eine Erfahrung, die mir neues Verständnis schenkt. Darüber nachzudenken lohnt sich. Nach-denken, eine anspruchsvolle, fordernde, eine sinnvolle und bereichernde Beschäftigung!
Nachdenken: eine Beschäftigung für Mutige!

Bis an die Schwelle

Sterbebegleitung als Möglichkeit eines Dienstes am Nächsten

«Im Lande meiner Kindheit hatte man eine andere Wirklichkeitsbeziehung zum Tode. Man wusste um ihn, und während man geniessend oder leidend oder betend lebte, lebte dieser grosse Unbekannte in uns mit. Man trug ihn wissend und ahnend in sich. Durch die Bindung an die Lehre Christi wusste man sich auf dieser Erde als Gast und wusste, dass man auf ein Anderes hin lebte, auf ein Unbekanntes, das allerdings ebenso unbekannt war wie jeder nächste Tag unseres Daseins. Und man legte Wert darauf, bewusst und vorbereitet jene grossartige, wunderbare und schreckliche Schwelle zu überschreiten...
Wenn die Verwandten von einem Kranken, der im Krankenhaus lag, wussten, dass er sterben werde, nahmen sie ihn heim, damit dieser wichtigste Akt des Lebens in den schützenden Wänden des eigenen Heimes und unter den Augen der Liebenden sich vollziehe.»

Diese Betrachtung von Wladimir Lindenberg, einem emigrierten Russen, ist in seinem Buch «Mysterium der Begegnung» (Verlag Ernst Reinhardt) nachzulesen.
Heute ist solches Sterben selten. Die ganze Geisteshaltung ist eine andere, besonders seit etwa 50 Jahren. Der Tod wurde möglichst aus dem Bewusstsein verbannt oder profaniert.
Der Materialist sucht den Lebensgenuss und will nichts vom Sterben wissen, was nicht hindert, dass er das Leben anderer missachtet; die Familie schiebt einen Schwerkranken manchmal eher noch ins Krankenhaus ab, als ihn heimzuholen, denn auch sie hat sich kaum je mit dem Gedanken an den Tod befasst und fürchtet den unheimlichen Gast. Vielleicht tritt der Tod heute auch öfter als früher ganz unerwartet ein: durch Unfall, Herzschlag, Hirnschlag.
Wie dem auch sei, Tatsache ist, dass in unserer Zeit viele Patienten, vor allem ältere Leute, im Spital oder Altersheim sterben – oft allein, sei es, dass niemand Zeit für sie hat, sei es, dass das Schockierende dieses Umstandes gar nicht gesehen wird. Manche Schwestern und Angehörige leiden jedoch unter diesem Mangel. Vor zwei Jahren wurde am Kantonsspital Luzern der Freiwilligendienst «Sterbebegleitung» ins Leben gerufen. Das dürfte der erste organisierte Dienst dieser Art in der Schweiz gewesen sein. Er hat sich schon nach kurzem als so wertvoll erwiesen, dass seither an verschiedenen Orten ähnliche Dienste eingeführt wurden. Sie sind selbstverständlich unentgeltlich.
Das Zusammenwirken verschiedener Umstände und Begegnungen hatten Oberschwester Ruth Birrer in ihrem langgehegten Vorhaben bestärkt, Freiwillige heranzuziehen, die sich bereithalten würden, auf Abruf hie und da zu Schwerkranken zu kommen und sie bis an die Schwelle zu begleiten, da dies den Schwestern bei der ständig hohen Belegung des Kantonsspitals zeitlich einfach nicht immer möglich ist und auch die pensionierten Schwestern, die sich manchmal tagsüber zur Verfügung stellen, nachts nicht herbemüht werden können. Die Laien müssen keine pflegerischen Verrichtungen ausführen, auch nicht den Seelsorger ersetzen, aber als reife, fest im Glauben an ein Weiterleben stehende Menschen – gleich welcher Konfession – den todkranken Patienten ihre liebende Nähe fühlen lassen, damit er nicht einsam in anonymer Atmosphäre sterben muss.
Natürlich ist es in erster Linie an den Verwandten, diesen Dienst zu leisten, aber manchmal sind keine Angehörigen mehr am Leben, oder sie können aus irgendwelchen Gründen die Aufgabe nicht übernehmen. Ob das Vorhandensein von Freiwilligen allfällige Verwandte nicht dazu verleiten könnte, sich zu drücken? In Luzern machte man die gegenteilige Erfahrung: Viele besinnen sich und wollen denn doch nicht ihren Kranken Fremden überlassen. Aber sie brauchen Hilfe, um das Erlebnis verkraften zu können. Ande-

re wünschen spontan, beim Sterbenden zu bleiben, fürchten aber, etwas falsch zu machen. Die Unterstützung der pflegenden Schwester hilft ihnen, diese Unsicherheit zu überwinden. Dabei erfährt die Krankenschwester sehr deutlich, wie sehr ihr Beruf ein helfender, auf den Menschen ausgerichteter Beruf ist und bleibt: Sie hat nicht nur die Pflegetechniken tadellos zu beherrschen, sie hat mit Menschen zu tun und muss – oder darf – ihre menschlichen Qualitäten einsetzen. Sie erlebt auch, dass gerade der Umgang mit Sterbenden ihre Hellhörigkeit für unausgesprochene Ängste und Wünsche schärft. Auch die Sterbebegleiterinnen sind auf den Rückhalt durch die Schwestern auf der Abteilung angewiesen. (Ein solcher Dienst sollte also nicht ohne die Mitarbeit der Krankenschwestern eingeführt werden.)

Aufgeregte oder uneinsichtige Angehörige sind für das Spitalpersonal manchmal fast belastender als der Patient, um den es geht. Wenn sie in die Betreuung einbezogen werden, wenn nötig gemeinsam oder abwechslungsweise mit einer Sterbebegleiterin, können sie selber gefasster werden und so dem Sterbenden den Abschied erleichtern.

«Es liegt etwas Heiliges über einer Todesstunde», sagte eine Helferin und fügte bei, dass sie den Dienst nicht zu oft übernehmen könnte, da es jedesmal ein aufwühlendes Erlebnis sei, auch wenn sie die Person nicht näher kannte.

Was tun die Sterbebegleiter? Sie tun nicht viel, aber sie sind mit Leib und Geist gegenwärtig. Ihr Zuhören, ein behutsames Gespräch und, wo keine Kommunikation mehr möglich ist, ein stilles oder gesprochenes Gebet oder einfach ihre Nähe schaffen um den Kranken eine Hülle der Geborgenheit. Die anspruchsvolle Tätigkeit verlangt grosses Einfühlungsvermögen, Takt, Belastbarkeit und Ausgeglichenheit.

Dieser Dienst stellt also ganz auf die Ausstrahlung der Helfenden ab, gleichwohl ist eine Vorbereitung nötig, desgleichen die Möglichkeit zu regelmässigen Aussprachen.

Zur Einführung der Freiwilligen wurde am Luzerner Kantonsspital ein zehntägiger Kurs ausgearbeitet. Am Nachmittag halfen die Frauen den Schwestern auf verschiedenen Abteilungen und lernten so, sich im Spitalgebäude und -betrieb zurechtzufinden, und sie erhielten Gelegenheit, sich in kleinen Handreichungen zu üben, die zum Wohlbefinden der Patienten beitragen. An den Vormittagen kamen Themen wie Hygiene, Grundbegriffe der Krankenpflege, Berufsethik (Berufsgeheimnis), Gesprächsführung usw. zur Sprache. Die Teilnehmer wurden dazu geführt, sich der eigenen Haltung Leben, Krankheit und Tod gegenüber bewusst zu werden und sich in diese «letzten Fragen» zu vertiefen.

In dieser Geistesarbeit, die der eigenen Reife zugute kommt, liegt vielleicht ein Schlüssel zur Frage, die man sich als Aussenstehender unwillkürlich stellt: warum sich jemand ausgerechnet die Aufgabe aussucht, Sterbende zu begleiten. Wie eingangs angedeutet, wurde das Wissen um unsere Endlichkeit verdrängt (dafür ein Kult der Jugend und Schönheit hochgezüchtet) und damit dem Leben eine Dimension genommen. Es scheint aber ein ursprüngliches, auf die Dauer nicht zu unterdrückendes Bedürfnis vorhanden zu sein, dem Leben einen tieferen Sinn zu geben und das Geheimnis Tod zu ergründen. Es ist sicher nicht von ungefähr, dass sich die Menschen vermehrt wieder solchen Fragen zuwenden.

Aber es gibt auch ganz andere Gründe. Herr H., zurzeit der einzige Mann in der Gruppe, erlebte bei einem Autounfall selber das Gefühl grenzenloser Verlassenheit, als er glaubte, seine letzte Stunde sei gekommen. Es seien schreckliche Sekunden einer panischen Angst der Einsamkeit gewesen. Er kam davon, sogar ohne schlimme Verletzungen, aber die Erfahrung blieb in ihm haften. Er überlegte, dass es wohl in einem Spitalsterbezimmer auch so bange Momente gebe, und beschloss, sich zur Linderung der Einsamkeit bei Schwerkranken einzusetzen. Diese Möglichkeit fand er in der Laiengruppe, die sich am Kantonsspital in Luzern bildete.

Eine der Helferinnen suchte einfach eine Gelegenheit, einen Dienst am Nächsten zu erbringen, eine andere fand, dass sie ihre Angst vor Toten am besten überwinden könnte, wenn sie sich ganz intensiv und praktisch mit Tod und Sterben auseinandersetze (was ihr auch gelungen ist), wieder eine andere war schon für eine solche Aufgabe motiviert, da sie als Rotkreuzhelferin im ambulanten Krankenpflegedienst der Rotkreuzsektion tätig ist. Alle betonten, wie sehr sie durch diesen Dienst, angefangen beim Kurs bis zu den monatlichen Aussprache-Runden, innerlich bereichert werden.

Der erste Kurs war ein grosses Wagnis für alle. Von 20 Interessenten folgten ihm schliesslich 12, von denen sich heute, nach zwei Jahren, noch 11 regelmässig zur Verfügung stellen. Jede Freiwillige muss durchschnittlich ein- bis zweimal im Monat (meist für Nachtwachen) aufgeboten werden, aber die zeitlichen Abstände sind sehr ungleichmässig. An den monatlichen Zusammenkünften, an der auch die Spitalseelsorger teilnehmen, werden Fragen und Schwierigkeiten besprochen. Die Helferinnen melden für den Monatsplan, wann sie nicht abkömmlich bzw. wann sie gut abkömmlich sein werden, und die Oberin richtet ihre Anfragen nach Möglichkeit danach.

Im Januar wird ein neuer Kurs durchgeführt werden, für den sich 23 Personen angemeldet haben. 9 werden in Spitälern der Innerschweiz tätig sein, die anderen zum Teil im Kantonsspital, zum Teil in verschiedenen Pflegeheimen und auch in der Gemeindepflege.

Oberschwester Ruth Birrer hofft, dass durch die freiwilligen Sterbebegleiterinnen in der Gemeinde der Gedanke der nachbarlichen Hilfe wiederbelebt und auch die Familien ermutigt werden, ihre Angehörigen wenn möglich zu Hause zu pflegen und sie «unter den Augen der Liebenden» sterben zu lassen.

Es wäre sicher gut, wenn der Gedanke ans Sterben allgemein wieder mehr ins Alltsgsleben einbezogen würde, dann bekäme manches einen anderen Stellenwert, wie Lindenberg am Schluss des zitierten Abschnittes sagt:

«Es war für jeden von uns ganz selbstverständlich, dass wir im Angesicht des Todes lebten; wir waren darum nicht minder froh und heiter, humorvoll und glücklich als die Menschen von heute. Aber es war ein immerwirkender Mahner in uns, ein Gewissen, ein Mitwisser, der unser Verhalten, unser Tun einer Sichtung und Wertung unterzog und alles Kleine und Kleinliche des Alltags durch eine geheime Beziehung zu dem Grossen zurechtsetzte.» *E. T.*